

Fluch und Segen

Autor(en): **Gfeller, Simon**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift**

Band (Jahr): **17 (1913)**

Heft [7]

PDF erstellt am: **11.09.2024**

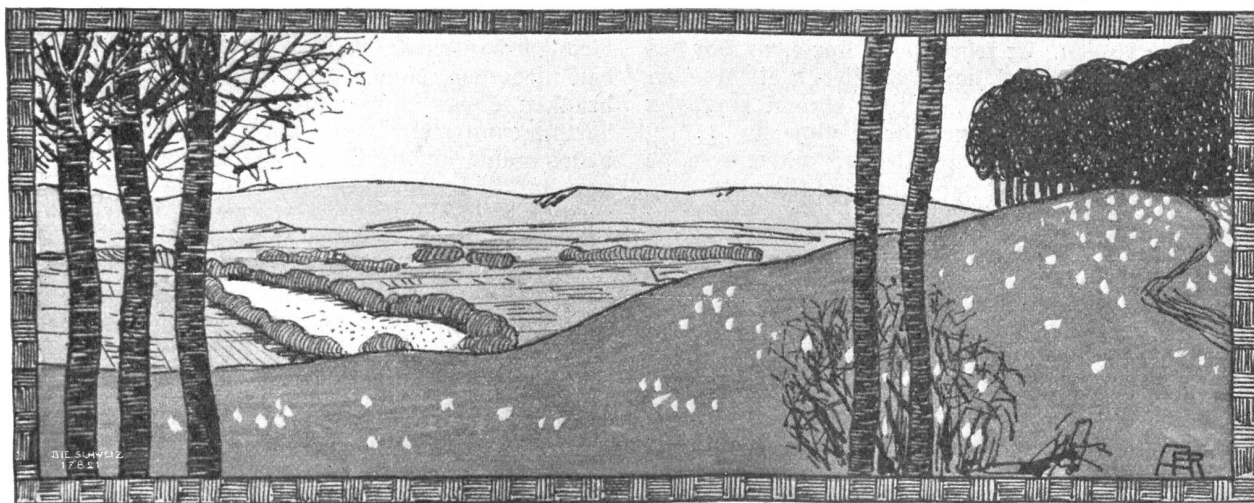
Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-587586>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.



Stilles Licht

Du Stern dort überm Strande, o leuchte, du stilles Licht!
Die Schiffe bringen die Ernten und kennen die Einfahrt nicht.

Verbannte Könige suchen die Welt nach Wundern aus,
Und Bettler auf allen Wegen, und keiner ist zuhaus.

Und alle wollen sie raften und wollen Brot und Wein,
Und für die Schiffe voll Ernten, da müssen Lotfen sein!

Denn dunkel sind die Nächte, wo tief die Ströme gehn,
Und Steurer brauchen Sterne, die über den Buchten stehn.

O Spende, du stille Seele, in Nacht und Not dein Licht —
Die Schiffe bringen die Ernten und kennen die Einfahrt nicht . . .

Victor Hardung, St. Gallen.

Fluch und Segen.

Eine Erzählung aus dem Emmental von Simon Gfeller, Egg bei Grünenmatt.

(Fortsetzung).

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Am nächsten Sonntagnachmittag saßen wir zusammen bei Brands, nahmen ein Kartenspiel zur Hand und vergnügten uns mit Nußbocken. Brands Walnußbaum hatte reichlich getragen, und zu Anfang des Spiels bekam jedes eine Anzahl Nüsse geschenkt. Um diese wurde nun gespielt. Jedes legte eine beliebige Anzahl vor sich auf den Tisch. Sobald die Einsätze bereit lagen, gab der Bockhalter das Spiel. Jeder Spieler erhielt der Reihe nach seine Karte, die letzte schlug der Spielgeber für sich selbst. Wer eine niedrigere Karte besaß als er, verlor seinen Einsatz. Wer das Glück hatte, eine höhere zu erwischen, gewann vom Spielgeber oder Bock, wie wir ihn kurz nannten, soviel Nüsse, als er gesetzt hatte. Zuerst hielt ich den Bock; aber ein trauriges Pech verfolgte mich. Lauter Siebner und Achter schlug ich und kam so von Sack und Pack, daß ich Anleihen über Anleihen aufnehmen mußte. Christinens Brüder fielen fast unter den Tisch vor Lachen, und auch die andern hatten unbändige Freude an meinem heillosen Mißgeschick. Als ich meine Schulden nicht mehr bezahlen konnte, pfändeten sie mir spaßweise den Hut und hielten darüber eine lustige Geldtagssteigerung ab, wobei der Käser als Weibel amtierte. Zuletzt versorgte mich Christine gut-

mütig mit neuem Vorrat, und der Bock wanderte weiter zu Rudolf. Ich prophezeite, es werde ihm gehen wie mir; aber meine Prophezeiungen trafen schändlich daneben. Kaum hatte er das Spiel in den Händen, so wendete sich das Blatt. Der Bock, der mich in Schulden gestürzt hatte, machte ihn reich. Ehe eine Viertelstunde um war, hatte Rudolf schon ein halbes Armförblein voll gewonnen. Er spielte mit so unverschämtem Glück, daß kaum eines mehr einen rechten Einsatz wagen durfte. Darüber geriet er in eine mordsvergnügte Stimmung, riß Wiß über Wiß und hunzte und hänselte uns, so sehr er konnte. Einzig Christine hielt ihm noch die Stange und versuchte immer wieder ihr Glück, obschon sie die Hauptverliererin war. Einmal sagte sie:

„Jetzt probiere ich's mit sieben; sieben ist eine heilige Zahl!“ Und ihre Augen flammten auf in einem scheuen süßen Troste, der ihr wunderlieblich stand.

„Und ich gewinne doch,“ lachten seine Augen, und er fing, während er das Spiel mischte, schalkhaft an zu erzählen: „Es war einmal ein böser Wolf, der fraß sieben Giselein . . .“

„Aber zuletzt ging es ihm schlecht,“ fiel sie triumphierend ein; denn sie hatte einen König erhalten.

„Und ich gewinne doch,“ lachten seine übermütigen Augen. Er kehrte seine Karte, es war das Herzäß. Da strich er langsam die sieben ein und erzählte dazu behaglich: „Es war einmal ein böser Wolf, der fraß sieben arme arme Gizelein . . .“

„Ich setze noch einmal sieben,“ unterbrach sie ihn und bekam vor Eifer ganz rote Wangen.

„Und ich gewinne sie,“ glitzerten seine Schelmenaugen. Aber diesmal verlor er. Christine erhielt eine Dame und er bloß einen Neuner. Nun war das Erzählen an ihr, und mit spöttischer Stimme und funkelnden Augen fuhr sie fort:

„Und als der böse Wolf gestorben war, kehrten die Gizelein wiederum alle heim in den warmen Stall.“

Ruhig zahlte er den Gewinn aus, mischte die Karten aufs neue und erklärte:

„Jetzt fange ich an zu hexen. Hofus, pokus, malokus — mokus, pokus, halokus! Nun wollen wir schauen, wer obenauf kommt!“

„Wegen dem Irum, Iarum! So setze ich zwölf, grad extra!“ trotzte sie.

„Recht so,“ nickte er, legte jedem mit einem hokus, pokus oder malokus seine Karte hin, kehrte den Kreuzkönig obenauf und lachte übers ganze Gesicht; er hatte sämtliche Einsätze gewonnen. Als er Christinens Häuflein behändigte, seufzte er mit weinerlicher Stimme:

„Und die zwölf Söhne Jakobs zogen nach Aegyptenland und wohnten allda bis an ihr seliges Ende.“ Und der Triumph verjagte ihn fast.

So ging es noch eine ganze Weile. Je waghalsiger Christine setzte, desto sicherer verlor sie. So hitzig hatte sie noch gar nie gespielt. Ehe wir uns verjahren, war es Zeit, Bieruhrbrot einzunehmen, und Christine bewirtete uns mit Käse, Brot und süßem Brantwein. Mit dem Kaffee ging man damals noch sparsamer um als heute, und Zwischenmahlzeiten gestattete man sich lange nicht in allen Häusern. Wir hatten darum allen Grund, mit unserer Wirtin zufrieden zu sein. Rudolf ließ ihr keine Ruhe, bis sie mit ihm anstieß, und bevor er fortging, schenkte er ihr seine gewonnenen Nüsse bis auf einen „Höd“^{*}), den er zum Andenken an den lustigen Nachmittag und das fabelhafte Spielerglück aufbewahren wollte.

Von da an konnte sie nie mehr neben ihm vorbei, ohne daß er ihr irgend etwas Schnackisches anhängte, und Gelegenheit sie zu sehen und zu necken, gab es nun fast tagtäglich. Jeder milde Frühlingstag lockte Christine in den Garten. Die Rosenstöcke mußten aus ihrer Winterhaft befreit werden. Beete gab es umzustechen, neu zu formen und anzusäen, Wege zu reinigen, Pflänzlinge zu versehen, und der Buchshag mußte geschnitten werden. Christine arbeitete mit jener freudigen Geschäftigkeit und Beßlossenheit, die allemal die Frauen ergreift, wenn die ersten sonnigen Frühlingstage ins Land ziehen und ihnen erlauben, von ihrem lieben Gartenreich wieder Besitz zu ergreifen.

Nun war es seltsam: wenn sie so rank und schlank

^{*}) Vier Nüsse bilden einen Höd.

durch den Garten schritt, so geschickt mit Spaten und Recklein hantierte, sich so geschmeidig zu ihrer Arbeit niederbog, dann traf es sich, daß auch Rudolf draußen etwas zu besorgen hatte. Es gab eine Melchter unter die Brunnzube zu stellen. Ein Käsedeckel mußte an die Sonne gerollt werden, damit man mit dieser warmen Unterlage einen Käse, der nicht nach Wunsch Loch machen wollte, mehr treiben konnte. Immer war etwa auch ein Kästuch auszuschnitten und zum Trocknen an die Zeugstange zu hängen. Und wie gut schickte es sich dann, schnell im Vorbeigehn irgend ein Neckwort über den Zaun hinüberzuspicken! Was konnte es Hübscheres geben für Rudolf als nachmittags, wenn sein Verschmaußstündchen angebrochen war, ein wenig an den Gartenhag zu lehnen, zuzuschauen, wie gefällig sich die Beete unter Christinens erdigen Händen formten und ebneten, und ein bißchen mit ihr zu spaßhändeln! Dabei mußte es der Schlaumeier einzurichten, daß seine Auslegungen wie verkapptes Lob klangen. Die schnurgeraden Gemüsebeetfanten sollten krumm sein, die wohlabgemessenen Weglein ungleich in der Breite. Die Zwiebeln, behauptete er, setzte Christine mit dem Wurzelende nach oben, die Rüblein säe sie zu dicht, den Salatantien zu dünn. An allem hatte er zu mäkeln. Aber Christine verstand sich auf diese Sorte Kritik sehr wohl, lächelte nur leise in sich hinein oder strich sich mit dem Handrücken die widerspenstigen Haare zurück und entgegnete leichtthin: „Ja, wirklich?“ oder „Es wird nicht so gefährlich sein!“ oder „Es kommt nicht darauf an!“ Es schien ihr aber doch daran gelegen, daß ihr Werk tadellos aussehe. Immer wieder sah sie daran noch etwas zu verbessern und konnte fast nicht fertig werden. Zuletzt kehrte sie alle Weglein mit einem alten Besen und ließ nicht nach, bis Brand Vater mit der großen Schnellbäume in die Gerbe fuhr, um Lohse zu holen, die man sorgfältig zwischen die Beete streute. Nun könne man doch auch im Garten etwas holen, ohne allemal die Schuhe kotig zu machen, frohlockte Christine und ließ ihre Augen befriedigt über ihre Schöpfung gleiten.

Im Garten zu holen gab es nun zwar in der nächsten Zeit noch nicht viel, höchstens einige Kocheten Winterspinat und hin und wieder ein paar Halmspißchen Schnittlauch für die Suppe. Und doch zog es Christine immer wieder dorthin. Sie mußte doch nachschauen, ob ihre Aussaat auch ebenrecht dicht und gleichmäßig errinne, ob sich nicht etwa ein Rosenstock von der Stütze losgerissen, mußte achtgeben auf Erdflöhe, Schnecken und anderes Ungeziefer. Dabei war es schlechterdings nicht zu vermeiden, daß hin und wieder ein verlorener Blick auf die Käshütte und ihre Bewohner fiel. Ebenso leicht konnte der Zufall wollen, daß nun der Käser gerade notwendigerweise eine Gepsse verschwellen oder einen Milchschruf beim Brummen reinigen mußte. Das ließ sich nun doch nicht wohl abtun, ohne mit der hübschen Nachbarin ein paar Worte zu wechseln; denn wer mag den Vorwurf der Unhöflichkeit und krautsauren Verbissenheit auf sich laden? Auf ein Zaungespräch mehr oder weniger kommt es in der

Welt doch nicht an, und wenn einmal ein freundlicher Verkehr angeknüpft ist, läßt er sich nicht so leicht abbrechen.

Wir andern hatten uns ja auch nicht zu beklagen. Wenn Christinens Brüder nirgends zu finden waren, brauchte man sie nur drüben in der Käseerei zu suchen, dort traf man sie sicher, und wenn Rudolf etwas Drolliges erlebt oder erlauscht hatte, ließ es ihm keine Ruhe, bis er es uns erzählen konnte. Manchmal, wenn er bei mir oder bei Brand Jakob auf der Terrasse stand, fügte es sich, daß Christine in der Küche wirtschaftete und seine Worte ebenfalls vernahm. Dann durfte aber Rättheli, die jüngere Schwester, die noch zu mir in die Schule ging, nicht dazwischen klappern; denn es geziemt den Kindern, zu schweigen, wenn Erwachsene reden.

Einen ganz besondern Spaß schien es Rudolf zu verursachen, Christine mit ihrem Schatz zu necken. Trug sie eine nette Schürze oder einen hübschen Flautei *), dann war er hinter ihr her: „Es ist doch schade, daß das der Karl nicht sieht; du würdest ihm sicher gefallen. Aber tags läßt er sich nie blicken, und nachts sind alle Kägen grau!“

Und merkwürdig: Hatte ich die Christine necken wollen, die Münze zum Herausgeben hatte ihr nie gefehlt; neckte er sie, so wurde sie verlegen wie ein Schulmädchen, wußte nicht wo aus und ein und wurde zornig und eilte weg. Allemal trieb er sie in die Enge, und nicht immer mit den feinsten Wendungen. Ich weiß nicht, woher es kam, aber ich mußte mich darüber ärgern, obschon es mich nicht das Geringste anging. Ich konnte es nicht verpußen, daß sie ihm nicht energisch aufs Dach stieg. „Reiß ihm doch auch einmal Nesseln unter die Nase!“ riet ich ihr. Aber rat einer den Weibern! „Er meint es wohl nicht so böse,“ entschuldigte sie ihn, „und es ist nur dumm von mir, immer so rot zu werden.“ Und dann horchte sie auf, ob nicht etwa aus der offenen Hüttenür ein Jodler ertöne. Das und manches andere fiel mir nun doch auf. Wenn sie Kartoffeln über die Kellerstiege hinauf trug, riß es ihr Gesicht hüttenwärts. Wusch sie beim Brunnen, so wanderten ihre Augen beständig hinüber. Räumte sie in der Küche auf oder kehrte den Küchenboden, immer blieb die obere Hälfte der Haustüre offen und ihre Augen glitten, wie unbewußt, suchend hinaus. Redete man sie unvermutet an, so schrak sie zusammen. Einmal sah sie durch das Fensterflügelchen zu, wie Rudolf und sein Knecht einen neuen Käse vom Keller in den Speicher trugen, und vergaß darüber ihre Arbeit. Wir waren allein in der Stube. Da fuhr mir heraus:

„Wenn ich Karl Glück wäre . . .“ Erschreckt trat sie zurück, schaute mich mit ihren großen unschuldigen Augen hilflos an, wurde flammend rot und verschwand zur Türe hinaus. Ich aber dachte bei mir selber: „Mich nimmt nur wunder, wie das herauskommen soll!“

Bald darauf vernahm ich von Rudolfs Hüttenknecht Dinge, die meine Unruhe noch vermehrten. Ich weiß nicht, ob du den alten Brauch kennst, der

sich mancherorts bis auf den heutigen Tag erhalten hat. An den Sonntagen liefert ein Bauernhaus nach dem andern dem ledigen Käser, der sich werktags selber beköstigt, ein schmackhaftes Mittagessen, das gewöhnlich aus geräuchertem Fleisch und Gemüse besteht. Nun war die Reihe, das Mittagessen zu liefern, auch an den Brand Jakob gekommen, und Christine hatte Sauerkraut gekocht und für Käser und Hüttenknecht ein feines Laffli aus dem Speicher geholt und gesotten. Da Rättheli in der Kinderlehre war und die Buben wie gewöhnlich irgendwo herumtschwarbelten, trug sie es selber hin. Rudolf bestürmte sie, sie solle mithalten, und als sie das nicht wollte, bat er, sie solle wenigstens den Tisch decken helfen. „Mich schickte er natürlich hinaus,“ erzählte der Knecht, „aber ich dachte: Bürschlein, dir komme ich schon über den Stecken hinein! Ich trogelte recht vernehmlich mit meinen Holzboden zur Küche hinaus. Draußen jedoch schlüpfte ich blitschnell aus den weiten Trögen, kehrte barfuß in die Küche zurück und schaute durch das Astloch in der Holzwand, was in der Stube vorgehe. Natürlich hatte er sie schon umhast und wollte sie küssen. Sie wendete sich heftig weg und sagte ängstlich: Nein, nein, nein! Aber er ließ sie nicht los, sondern zog sie fester an sich: Nur einen, nur einen einzigen! Und dazu schaute er sie an — du weißt, wie er Augen machen kann. Sie sagte noch immer: Nein, nein, nein! wendete sich aber nicht mehr weg. Da hatte er schon, was er wollte. Als sie ein Weildchen nachher herauskam und scheu neben mir vorbeiging, war sie rot bis an die Ohrläppchen. Ich saß auf dem Stiegentritt, schnitt meine Zehennägel ab und hatte nichts gesehen.“

„Müher ist dir jedenfalls, du habest nichts gesehen und redest zu niemanden davon,“ sagte ich, um den Knecht einzuschüchtern und ein Gerede zu vermeiden; „es könnte dich leicht deine gute Stelle kosten!“

„Ist gar nicht nötig, mir das zu verbieten,“ erwiderte er; „ich tät's der Christine nicht zuleide, sie hat mir nie etwas in den Weg gelegt. Dir durfte ich es schon sagen, du hassest sie ja auch nicht!“ Und dazu lachte er verschmüht, der unangenehme Mensch!

Einen Augenblick erwog ich, ob mich der Bursche nicht vielleicht angelogen haben könnte. Doch hielten meine Zweifel nicht lange stand; der Bericht trug zu sehr den Stempel der Wahrheit. Das glied Rudolfsen.

In jenen Tagen herrschte mich Christine einmal barsch an: „Was siehst du mich immer so an! Du verleidest mir!“

„Ich kann ja gehen, wenn ich dir am Weg bin!“ gab ich nicht ohne Schärfe zurück. Doch war sie bald wieder freundlich. Ich zog aber doch vor, die Abendstunden in meiner Wohnung zu verleben oder einen Abendspaziergang zu machen.

Es war gegen Ende Mai zur Zeit der letzten Baumbüte. Der Vollmond ließ sein mildes Licht über Busch und Baum und Feld und Wald niederrieseln. Wie Silber schimmerte es auf den Straßen und tief niederhängenden Schindeldächern. Blüten-

*) Loses leichtes Oberkleid für den Sommer.

duft strömte durch mein offenes Fenster. Da hielt ich es nicht länger drinnen aus; die wunderbare Mondnacht lockte mich ins Freie. Ein Fußweg, der sich durch die Matten schlängelte, leitete mich hinaus an den leise rauschenden Moosbach. Ich zog ihm nach, und mit mir wanderte als treuer Begleiter der wonnige alte Kerl, der Mond. Ein paarmal verschwand er für Augenblicke hinter dem dichten Ufergebüsch; doch schon nach zwei, drei Schritten lachte er mir aus dem Wasserspiegel wieder fröhlich entgegen: „Da bin ich auch schon; ich mußte nur schnell unter den Stauden durchschlüpfen!“ Auf Schritt und Tritt paßte er sich mir an als ein willfähriger Kamerad. Lief ich schnell, so pressierte es auch ihn, schlenderte ich gemächlich, so schien er zu winken: „Nur gemacht, wollen uns Zeit lassen!“ Fein war's! Aber auf einmal fiel mir ein, wieviel feiner es noch wäre, wenn ein anderes liebes Gesicht so treulich neben mir wanderte, mir auf Schritt und Tritt so hold entgegenleuchtete. Eine wehmütig sehnüchtige Stimmung bemächtigte sich meiner. Ich wendete meinem Wanderkameraden schnöde den Rücken; unwillkürlich setzten sich meine Füße in Bewegung heimzu. Ehe ich mich dessen versah, stand ich zuhause in Brand Jakobs Hofstatt, lehnte mich an einen mächtigen Baumstamm und schickte meine Blicke hinüber zu Christinens Kammerfenster.

Die Moosrieder Bauernhäuser hatten ihre Lichter-
augen längst geschlossen. Friedlich träumten die Gärten, und ich träumte mit ihnen, lange, lange. Es war schwül. In den weißleuchtenden Blütenwipfeln erhob sich ein stilles Wehen. Warme Luftwellen säuselten um mein Antlitz. Durch die Baumkronen strich der Föhn, der gefürchtete Blütenverderber. Während die ahnungslosen Menschen schliefen, schlich er heimlich einher und begann sein Zerstörungswerk. Unter seinem sengenden Atem welken die zarten Blütenblätter, kräuseln sich langsam zusammen und verwandeln sich in mißfarbene Zeltchen, die schlimmen Schädlingen zum bequemen Schlupfwinkel dienen. Ein paar Tage bloß, und der hoffnungsreichste Fruchtansatz ist durch Wurmfraß gefährdet. Mir tat es leid um die herrlichen Blüten. So lange hatten sich die Knospen gesehnt nach Licht und Sonnenwärme, so verheißungsvoll sich gerüstet zum fröhlichen Aufbrechen, und kaum hatte sie die Sonne zu jubelndem Leben erweckt, fuhr der sengende Hauch darüber!

Langsam löste ich mich vom Stamme des Baumes und wollte mein Lager aufsuchen. Da öffnete sich leise und sacht die Käshüttentüre. Ein Mann trat auf den Zehen heraus, schlüpfte draußen in die Lederpantoffeln und schlich durch die Hofstatt dem Hause des Brand Jakob zu. Ich drückte mich hinter den Baum und atmete kaum.

Der Bursche, es war natürlich Rudolf, schickte einen forschenden Blick umher, ohne etwas Verdächtiges zu gewahren, und ging ohne Umschweife auf sein Ziel los. Unter Christinens Fenster, das zu ebener Erde lag, machte er halt. Ein leises Klopfen mit dem gekrümmten Finger, ein Warten, ein Flüstern durchs Flügelein, und das Fenster öff-

nete sich. Gewandt schwang sich Rudolf auf die Fensterbank; ein Vorhangzipfel wehte leise, und behutsam schlossen sich die Fensterflügel.

Mir wirbelte das Hirn. Weiß der Himmel, was mir alles durch den Kopf schoß. Singsen und mit den Fäusten zornig am Fenster trommeln? Wegsteine holen und die Scheiben einschmeißen? Und nachher? Sich auslachen lassen: Seht den lusternen Schulmeister, wie er sich geärgert hat, weil ihm das Fenster verschlossen blieb! Und zudem: Das erste Mal mochte das Fenster doch wohl nicht so rasch aufgegangen sein; Warnung kam zu spät. Und schließlich: Was gingen anderer Leute Liebesgeschichten mich an?

Und doch wurmte und würgte es mich elendiglich. Im Nachhause-trotten sagte ich zu mir: „Blöder Tor, siehst du nun! So muß man es anfangen bei den Weibsleuten! Ohne Federlesens zutappen mit allen Fünfen! Das gefällt ihnen; so wollen sie es gerne!“ Meine Lippen verzerrten sich; ich konnte mir nicht genug tun in Zorn, Scham und Verachtung. Dieser Rudolf! Diese Christine! Daß er so handeln konnte, war am Ende noch zu begreifen; aber für sie gab es keine Entschuldigung, nein, gar keine!

Trotz meiner Empörung schlief ich gut und bis in den lichten Morgen hinein. Erst unmittelbar vor dem Erwachen irrlichterte mir etwas von der Geschichte durch mein Gehirn. Ich stand vor Christine und erblickte ein rotes Schandmal auf ihrer Stirn. Eben wollte ich sie anreden und ihr Borwürfe machen, da wieherte unter meinem Fenster ein vorüberfahrendes Pferd, und ich erwachte.

Am hellen Tage schaute ich das nächtliche Abenteuer bedeutend kühler an. Mich betraf's ja nicht: mochten die zwei dann selber tragen, was sie sich aufbürdeten. Allerdings, gegen Christine konnte ich nicht mehr sein wie vorher. Höflich und artig wollte ich sie in Zukunft behandeln, aber frostig und kalt. Sie sollte innwerden, daß sie meine Achtung verloren hatte!

Doch wie erging es mir? Als ich zum Essen kam, grüßte sie mich so zutraulich und unbefangen wie nur jemals. Wer dem andern nicht frei und offen ins Auge schauen durfte, war ich. Nur wenn sie zur Seite blickte, wagte ich verstohlen ihr Antlitz zu mustern; eine eigentümliche Neugierde trieb mich dazu. Was stand in den Augen der schönen Sünderin geschrieben? Trug sie das Brandmal ihrer Schande auf der Stirn? O, ich Einfältiger! Wie sie vor mir stand, erschien sie mir lieblicher und begehrenswerter denn je. Konnte dieses blütenzarte Antlitz soviel Duft der unberührten Mädchenhaftigkeit nur vortauschen? Nein, diese strahlenden Augen wußten von keiner Schuld; nein, hinter dieser klaren Stirn konnte nichts Unreines wohnen! Zwiespalt erhob sich in mir; ich wußte nicht mehr, was ich von ihr denken sollte. Hatte mich ein nächtlicher Spuk genarrt oder log ihre Anschuldsmiene? Tagelang beschäftigte mich diese Frage. Existierte ihr Ver-sprochensein mit Karl Flück am Ende nur im Gewäsch neuigkeitenjüchtiger Leute? Nein, diesen Gedanken mußte ich sofort wieder fallen lassen. Ihr

ganzes Benehmen, wenn sie geneckt wurde, sprach dagegen. Aber halt — konnte ein Verhältnis, wenn es wirklich bestanden hatte, nicht erkaltet und in aller Stille wieder gelöst worden sein? Gelöst worden sein, vielleicht erst in den letzten Tagen? Gewiß, so konnte es sich verhalten.

Ich atmete wie befreit auf. Wenn nur der unverfügbare Makel der Falschheit und Untreue von ihr abfiel! Daß sie als Kind des Volkes atmete, wenn auch nicht löblichem Landesbrauch folgte und ihrem Einziggeliebten das Fenster öffnete, erniedrigte sie in meinen Augen nicht. Hatten nicht meine eigenen Blicke verlangend auf ihrem Fenster geweilt? Stand es mir also an, den Sittenrichter zu spielen? Bitter genug fiel es mir zwar und wurmte mich unaufhörlich, daß Rudolf und nicht ich ihre Liebe erobert hatte. Aber was ließ sich dagegen tun? Wer will der Liebe ihre Bahn vorschreiben? Wie eine unabwendbare Naturgewalt war sie über Christine hereingebrochen; jede neue Woche brachte mir neue Bestätigung. Wenn Rudolf, den ich sonst zu meiden angefangen hatte, und ich Brands beim Heuen aushalfen, dankte mir Christine mit anerkennenden Worten; aber wieviel süßern Dank spendeten ihre Augen ihm! So sehr sie sich mühte, sie konnte es nimmermehr verbergen, wie gut sie ihm war. In seine Nähe riß es sie, seinen Worten lauschte sie, ihm galt ihre Sorge bei der Mahlzeit; wir andern zählten nur halb. Nicht nur mir fiel es auf, auch die Dienstboten und Brand Jakob maßten sie oft mit erstaunten und forschenden Blicken.

Da kam der Tag des Heuerntefestes. Am Sonntagnachmittag saßen wir bei Fleisch und Wein; Küchlitürme und Gemüseplatten bedeckten den Tisch. Brand Jakob war guter Dinge. Viel und gutes Futter war eingebracht worden; kein Unfall hatte das Werk aufgehalten. Der gezuckerte Rotwein machte ihn redselig. Frühere Ernten wurden besprochen; das Gespräch lief vom Hundersten ins Tausendste. Rudolf neckte sich mit den Buben; Christine ging auf in Hausfrauengeschäftigkeit und ermunterte uns fleißig zum Zugreifen. Eben wollte ich mit ihr anstoßen. Plötzlich erbleichte sie. Das Glas in ihrer Hand neigte sich, der Wein floß aufs Tischtuch. Sie zitterte und ließ kraftlos ihre Arme sinken. Ihr Blick irrte an mir vorbei durchs Fenster. Dem Hause zu

Schritt Karl Flück. Entschlossen steuerte er auf die Haustüre los und klopfte. Christine stand wie angewurzelt und stützte sich schwer auf den Tischrand. „Geh doch hinaus und frag, was er wolle!“ sagte der Vater.

„Rätheli soll gehen,“ lehnte Christine tonlos ab, „ich muß ...“

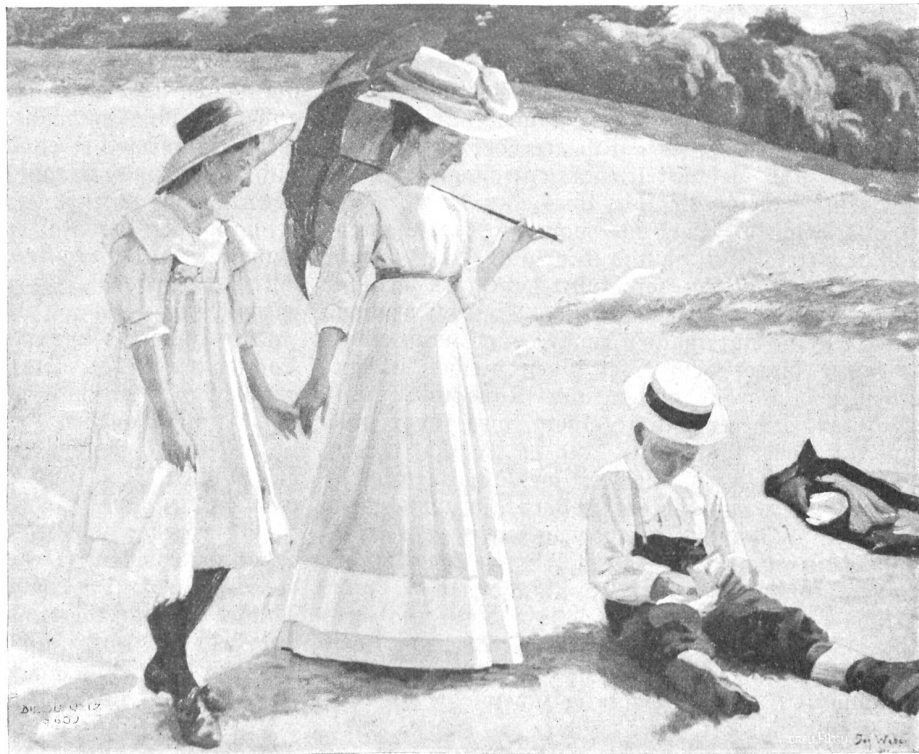
„So geh!“ beschied der Vater, und das Kind lief und kam wieder. „Vater solle herauskommen; er fragt etwas wegen einem Kind, das wir verkaufen wollen.“

„Was, Kind verkaufen? Wir haben doch kein Kind zu verkaufen?“

„Geh doch, Vater!“ drängte Christine.

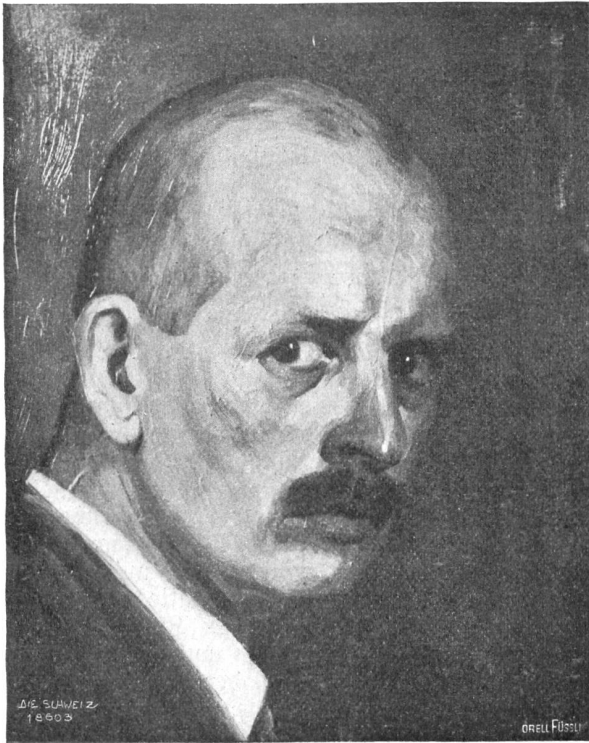
Brand Jakob schaute erst verwundert von einem zum andern, dann stand er auf und ging. Karl setzte sich gemütlich aufs Kellerläublein und erklärte des langen und breiten, was ihn hergeführt habe. Brand Jakob hörte zu, machte Zwischenbemerkungen und kratzte sich verlegen in den Haaren. Er merkte wohl, daß Karl darauf wartete, in die Stube geheißsen zu werden. Irgendwie hatte er aber ein unbestimmtes Gefühl, daß Karls Kommen Christine unangenehm sei, und nun wußte er sich nicht zu helfen. In der Hoffnung, der Besuch entferne sich endlich, zögerte und zögerte er, bis Karl fragte, ob es nicht erlaubt wäre, Christine zu grüßen. Das konnte ihm Brand Jakob nicht wohl abschlagen, und so traten die beiden in die Stube.

Christine stand bleich und verstört neben dem Ofentritt und rieb mit einem weißen Handtuchlein mechanisch an einer Gabel. Karl faßte sie sofort ins Auge, schritt zu ihr hin und bot ihr die Hand:



Johannes Weber, Zürich.

Ein Spaziergang (1911).



Johannes Weber, Zürich.

Selbstbildnis (1912).

„Grüß Gott, grüß Gott! Da treffe ich's einmal gut! Ich bin auch gern dabei, wo's lustig geht!“

Wie im Scherz hielt er ihre Hand fest, die sie ihm entziehen wollte, und verdeckte mit einem Lächeln, das einem heimlichen Knirschen verzweifelt ähnlich sah, daß er ihr Gewalt antat. Christine brachte kein Wort heraus, und ihre Blicke wichen zur Seite. Finger um Finger mußte sie aus seiner Faust lösen; ihr Gesicht rötete sich, und Empörung sprühte aus ihren Augen. Sie mochte wohl spüren, daß er sie am liebsten bei den Armen ergriffen und geschüttelt oder geschlagen hätte. Trotzdem bezwang sie sich, wies ihm einen Platz an und bewirtete ihn, wie man einen geschätzten Gast bewirtet. Karl aß und trank und erzählte auch hier wieder, was ihn hergeführt habe. Es sei ihm leid, wenn er ungelegen komme. Aber wenn man einen guten Kauf machen wolle, dürfe man nicht zu Hause hinter dem Ofen sitzen bleiben. Man müsse wohl darauf achten, wie Kauf und Lauf gehe. Ein anderer komme einem sonst zuvor und man habe das Nachsehen. Und er sei nicht einer, der sich die Sache vor der Nase wegknappen lasse. So schloß er mit einem heisern, gezwungenen Lachen und schaute Christine vielsagend an. Sie mußte mit ihm anstoßen. „Aber in die Augen schauen, sonst gilts nicht!“ kommandierte er, und als das Glas in ihrer Hand leise zitterte und ihre Augen seinen Blick nicht auszuhalten vermochten, verschärfte sich das höhnische Zucken um seine Mundwinkel. Dann wandte er sich wieder an den Vater und tat, als wäre er hier zu Hause. Wir andern waren für ihn nicht vorhanden.

Das war eine Luft im Zimmer — topp, wie vor einem schweren Gewitter! Hier der unheimliche Burste, dem die schwarzen Haarbüschel die niedere Stirn fast bedeckten, und unter diesen Haarbüscheln zwei Augen, in denen mühsam niedergehaltener Zorn und Schmerz glühte. Dort Rudolf mit zusammengezogenen Brauen und aufeinandergebissenen Zähnen verächtlich lächelnd. Zwischen drin Christine, deren Herzklopfen man zu hören vermeinte — Nein, das hielt ich nimmer länger aus; ich stand auf, murmelte irgendeine Entschuldigung und ging hinaus. Das war auch für die andern das Zeichen zur Auflösung der ungemütlichen Tischgesellschaft. Die Spannung entlud sich ohne den gefürchteten Donnerschlag. Rudolf schritt der Hütte zu, um den Käse zu kehren, und kam nicht wieder. Christinens Brüder ließen mir keine Ruhe, bis ich mit ihnen ein Stöckelspiel machte, dem Brand Jakob durchs offene Fenster zusah. Christine war verschwunden, wahrscheinlich hatte sie sich in der Kammer eingeriegelt. Karl klebte immer noch und klebte, obschon ihm der Vater nur mit halbem Ohr zuhörte. Endlich stand auch er auf und mußte abziehen, ohne Christine gesehen und ihr gedankt zu haben, obschon ihm gewaltig viel an diesem Danken und Lebewohlsagen gelegen schien.

Was am selben Abend noch geschah, habe ich schon tags darauf vernommen. Karl kehrte wieder, um Christinen zu fenstern. Er fand das Fenster geschlossen und niemanden, der ihn einlassen wollte. So ließ er sich jedoch nicht abspesen; denn er hatte getrunken und war aufs höchste aufgereggt. In der Wut schlug er mit der Faust ein Fensterkreuz ein und drang ins Zimmer. Er fand es leer. Christine hatte vorausgeahnt, daß er kommen und Einlaß begehren werde. Um ihm nicht Rede und Antwort stehen zu müssen, hatte sie sich zu ihrer Schwester ins Gaden hinauf geflüchtet und ihre Kammer von außen verschlossen. Ihr Bett fand er unberührt, die Türe vermochte er nicht zu öffnen. Ihm blieb nichts übrig als wieder zu gehen. Fluchend und schimpfend entfernte er sich und warf, bevor er heimging, in der Käserei ein paar Scheiben ein. Rudolf und der Hüttenknecht eilten heraus, um ihn zu verprügeln. Es gelang ihm aber, ihnen zu entweichen.

Am andern Morgen nahm Brand Jakob seine Tochter ins Gebet. Sie gestand ihm, es sei ihr unmöglich, den Karl Klück zu heiraten, sie gehöre längst einem andern.

„Meitli,“ fuhr der Vater auf, „mach nicht, daß du zwischen Stuhl und Bank fällst! Sieh dich vor, was du beginnst!“

Als er aber hörte, es sei Rudolf recht, das Aufgebot zu bestellen, je eher je lieber, schlug bei ihm der Wind um. Der wohlhabende Freier, der seiner Tochter eine gesicherte Existenz bieten konnte, war ihm lieber. Brand Jakob hatte so lange und mühsam um den Bagen gerungen, wie sollte er den Franken nicht schätzen?

„Die Christine ist ein kluges und praktisches Mädchen,“ rühmte er mir; „sie weiß ihren Vorteil

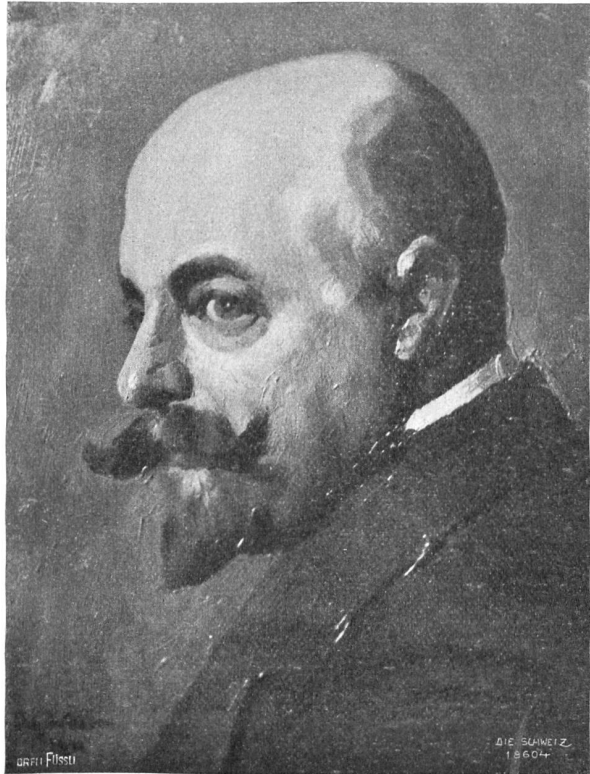
wahrzunehmen. Halt, wenn man auf dem Pferd reiten kann, setzt man sich nicht auf den Esel! Der Karl Glück hat mir sowieso nie recht eingeleuchtet. Ist ein unholder Bursch; es nimmt mich nur wunder, daß sich die Christine einmal mit ihm eingelassen hat. Nun hat sie ihn abgeschüsselt, was mir nur recht sein kann. Verbrüllen und vermaledeien wird er sie nun zwar; denn er war wie veressen auf sie und ließ ihr keine Ruhe. Aber an solchen Sachen stirbt man nicht; eine solche Wortschweize ist noch bald einmal eingetrocknet und hat bald verstunken!“

„Ja, hat ihm denn Christine nicht längst sein Wort zurückgegeben?“

„Wie es scheint, hat sie schon seit langem daran herumstudiert und manchen Brief angefangen und wieder zerrissen. Und mündlich durfte sie es ihm erst nicht ausrichten, wenn er einmal kam. Ob er sie dauert oder ob sie ihn fürchtet, ich kann's nicht sagen. Offenbar ist ihm dann von anderer Seite etwas ins Ohr geblasen worden, und jetzt wird er wohl wissen, woran er ist. Christine hat ihm geschrieben, einen langen dicken Brief. Das Beste wird sein, nun so bald als möglich zu hochzeiten; das heißt Verschiedenem den Faden ab!“

In der folgenden Zeit geschah es, daß Christine mich manchmal forschend betrachtete und mich einmal fragte: „Warum gehst du immer gleich nach dem Essen wieder weg? Sind wir dir nicht mehr gut genug?“ Ich zuckte die Achseln, behauptete, ich hätte nicht immer Zeit zu langen Unterhaltungen und nahm die Türe in die Hand. Sie hatte viel von ihrer Frische verloren, die Christine; manchmal schaute sie recht bekümmert drein und gar nicht wie eine glückliche Braut. Unerwartete Geräusche erschreckten sie, daß sie zusammenfuhr; um geringer Ursachen willen brach sie in Tränen aus. Sie sah aus wie eine Blüte, die der heiße Föhn angefangt hat ...

An einem der nächsten Sonntage fand die Eheverkündung von der Kanzel herunter statt. Karl Glück sah, wie die Leute nachher erzählten, neben der Orgel auf der Vorlaube. Als der Pfarrer



Johannes Weber, Zürich. Bildnis des Malers Anton Christoffel (1911).

seinen Spruch getan hatte, stieg er bleichen Gesichtes und mit brennenden Augen die Vorlaubentreppe hinab und schlug, ohne nach links oder rechts zu blicken, den Nachhauseweg ein. Das gab zu reden. Die Leute brandmarkten Christinens Schlechtigkeit mit höchster Entrüstung. Manches Neidfeuerlein trieb jetzt seinen Qualm zur Rauchküche hinaus. Aus Brand Jakobs Hause war niemand zur Kirche gegangen. Man ließ das Wetter rauhen und blieb unter Dach.

(Schluß folgt).

Jochem Steiner.

Nachdruck verboten.

Eine Geschichte von Hans Roelli, Zürich.

21.

Ursi kommt oft zu ihrem Bruder. An hellen Nachmittagen wandern wir drei zusammen. Wir lassen die Stadt im Rücken liegen. Land und Wege sind hart gefroren; kein Schnee fiel. Wenige Menschen begegnen uns. Wir wandern durch die Einsamkeit. Krähen hocken auf leeren Baumzweigen; sie schreien und flattern mit schwerem Flügelschlag davon. Die Bäche sind vereist; sie murmeln nicht mehr. Es ist still jetzt überall ...

Ich bin glücklich. Ursi schaut mich mit ihren großen grauen Augen an. Sie spricht wenig; aber sie lächelt oft und singt leise vor sich hin. Ich glaube, so tun Frauen, wenn sie glücklich sind. Sie leben ganz ihrem Glücke und kosten es mit ihrem vollen, starken Empfinden aus. Ich will es Frauen überlassen zu sagen, was Glück ist. Ich kann es doch nicht.

„Jochem, du bist ein Träumer! Oder du bist verliebt, Jochem!“

Georg sagt es. Ich kriege einen heißen Kopf. Ursi schaut mich an ...

Ich komme spät in der Nacht nach Hause. Ich war mit Ursi im Theater. Wir saßen im Halbdunkel. Ein blaues Licht füllte den Bühnenraum. Dort sangen Männer und Frauen in glänzenden Gewändern. Auch Geigen sangen, ganz leise ...

Ursi legte eine Hand auf die sammetüberzogene Brüstung, und da lag die weiße kühle Hand auf dem rotflammenden Samt. Das blaue Licht strich ein wenig darüber, und ich sah an der Hand das feine blaue Geäder — wie ein paar unendlich zarte Nadeln. Ein rötlicher Schimmer färbte die Hand; das kam vom Blute, das durch sie rann. Es war seltsam. Ich hätte einen Tropfen von diesem Blut sehen mögen — einen kleinen dunkeln Blutstropfen ... Da sangen die Geigen so süß und machten trunken. Ich hob meine Hände und streichelte die kleine stille Hand. Sie zuckte zusammen. Aber dann lag sie